

Sein Abschied von Göttingen und von Welt war so erbärmlich wie die 47 Jahre seines Lebenskampfs. Als der berühmte Professor Bürger zu Grabe getragen ward, saß Kollege Lichtenberg auf der Bank seines Sommergartens und beobachtete die Szenerie: „Der gute Bürger ist mir in diesen Tagen wenig aus dem Sinn gekommen. Ich habe sein Begräbnis durch das Perspektiv mit angesehen. Als ich den Leichenwagen mit einer Art von Anlauf durch das Kirchenhof-Tor rollen sah: so hätte nicht viel gefehlt, ich hätte laut ausgeweint. Das Abnehmen vom Wagen konnte ich unmöglich mit ansehen, und ich mußte mich entfernen. Es begleitete ihn niemand als Professor Althof mit farbigem Kleide, Dr. Jäger und des Verstorbenen armer Knabe.“

Ein jammervolles Ereignis, der Heimgang dieses „talentvollen, guten, verkanteten und unglücklichen Mannes“. Lichtenberg hatte seit Jahren die Verzweiflung und unaufhaltsame Verelendung des *collega* Bürger mitangesehen. Und er war beileibe nicht der einzige. „Weißt Du, daß Bürger sterben wird – im Elend, in Hunger und Kummer? Er hat die Auszehrung – wenn ihm der alte Dieterich nicht zu eßen gäbe, er hätte nichts, und dazu Schulden und unversorgte Kinder. Armer Mann“. Caroline Böhmer wußte sehr genau, wovon sie sprach. Es war der Tod eines stigmatisierten, der am Ende „Mannstrotz“ genug besaß, sich „aus der Welt hinaus zu hungern“.

Das Leben dieses Gottfried August Bürger war ein fortdauernder Skandal, eine qualvolle Verkettung von Berufs- und Liebesdesaster, von vergeblichen Aufbrüchen, zerstörten Hoffnungen, fehlgeschlagenen Projekten und schlimmer Vereinsamung. Bürger ahnte früh, daß ihm die „Literär-Geschichte“ dereinst ein wenig freundliches Erinnerungsbild bewahren würde: „Nie haben wohl einem Menschen seine Gebrechen und Fehlthritte mehr Nachtheil gebracht, keinem sind sie wohl in den verzerrtesten Karrikatur-Zeichnungen länger mit lautem Geschrei nachgetragen worden als mir... Die ungeheuersten, abentheuerlichsten, abgeschmacktesten Dinge, wie ich sie nie geträumt habe, sind mir nachgesagt worden. Gleichwohl haben sich alle solche verunglimpfenden Urtheile, alle solche elenden Anekdötchen durch lange Jahre hindurch bis auf den heutigen Tag erhalten, und werden vielleicht nimmer mehr ganz aussterben.“

Es blieb einem Gymnasiasten namens Georg Büchner vorbehalten, jenen geschmähten Volksdichter und Republikaner wiederzuentdecken. Seinem enragierten Schulaufsatz über den Heldentod setzte der siebzehnjährige *politicus* eine Strophe aus Bürgers Gedicht „Die Tode“ voran:

„Für Tugend, Menschenrecht und Menschen-Freiheit sterben
Ist höchsterhabener Mut, ist Welterlöser-Tod,
Denn nur die göttlichsten der Helden-Menschen färben
Dafür den Panzer-Rock mit ihrem Herz-Blut rot.“

Solche patriotische Emphase hatte die Französische Revolution in dem Volkspoeten und Rebellen von einst entfacht. Was galten vor diesem hochfahrenden Republikanismus die philiströsen Ehrabschneidungen und Moralschelten! Heinrich Heine wußte, daß in Bürgers „Ungestüm“ nicht der „rohe Schrei eines ungebildeten Magisters“, sondern die „gewaltigen Schmerzenslaute eines Titanen“ zum Ausdruck gekommen waren, den eine „Aristokratie von hannöverschen Junkern und Schulpedanten zu Tode“ gequält hatte. Der Name ‚Bürger‘, so deklamierte der vormärzliche Republikaner, sei „im Deutschen gleichbedeutend mit ‚citoyen‘“.

★

Gottfried August Bürger, geboren in der Silvesternacht des Jahres 1747 im Harzdorf Molmerswende, kommt als drittes Kind armer Eltern zur Welt. Der Vater, Sohn eines Pächters und Dorfgeistlicher, ist ein wenig gebildeter Mann und kümmert sich um das Wohlergehen seiner Kinder kaum. Die Mutter, boshaft und zänkisch, verachtet diesen Pfaffen, läuft ihm des öfteren davon und ist auch für

Gottfried August alles andere als eine treusorgende Instanz. Streit und kärgliches Auskommen, geringes Bildungsniveau, wenig Aussichten auf eine berufliche Karriere – so wächst der junge Bürger heran. Mit zehn Jahren kann er gerade lesen und schreiben, und hat außer der Bibel und dem Gesangbuch kaum etwas Schriftliches zu Gesicht bekommen.

Erst mit zwölf Jahren, Bürger wird zu seinem Großvater nach Aschersleben gebracht, darf er eine Schule besuchen. Wenigstens für kurze Zeit lernt er die antiken Autoren kennen und erfreut sich systematischer Bildung. Schon regt sich der Dichter, freilich mit wenig *fortune*. Ein spöttisches Epigramm zieht ihm den Zorn und die Prügel seines Rektors zu: Die Schulzeit ist erst einmal zu Ende. Zum Glück schickt ihn der Großvater im September 1760 nach Halle auf das berühmte Pädagogium, wo Bürger – wie der neue Rektor feststellt – „ganz ungemene Fähigkeiten und einen gleich großen Stolz“ entwickelt.

★

In streng pietistischem Geist wird der junge Mann nun erzogen. Er lernt die antike Literatur genauer kennen, befaßt sich mit den Naturwissenschaften und studiert die Gegenwartsdichtung, allem voran Klopstock. Doch auch diese Ausbildung kann Bürger nicht abschließen. Der Großvater ruft ihn 1763 nach Aschersleben zurück, wo der junge Mann einen traurigen Winter verbringen muß. Dann endlich öffnet sich der Horizont: Bürger wird mit sechzehn Jahren an die Hallenser Universität geschickt, wo er das Studium der Theologie aufnehmen soll. Nun endlich beginnt der Jüngling zu leben. Er studiert die philologischen Wissenschaften, kaum die Religionsweisheit. Er lernt den berühmten Ästhetikprofessor Christian Adolf Klotz kennen, und läßt weder einen kulinarischen, noch einen erotischen Genuß aus.

Ein liederlich-ausschweifendes Studentenleben soll Bürger in Halle geführt haben. Erste Trink- und Feierlieder zeugen allerdings schon vom beachtlichen Poesietalent des ungestümen *studiosus*. Längst ist Bürger zur Juristerei überwechselt, was abermals den Zorn des Großvaters erregt. Der Enkel muß zurückkehren nach Aschersleben, erhält dann aber doch die Erlaubnis, an der Göttinger Universität zu studieren. Im Jahre 1769 übersiedelt er an die Leine. Doch auch hier sind es eher die schönen Künste und Wissenschaften, die es ihm antun: Homer-Vorlesungen bei Heyne, das Studium der Geschichte bei Gatterer, die Bekanntschaft mit Shakespeare-Texten, mit den Dichtungen Ossians, Herders, Wielands und des jungen Goethe, beflügeln seine Phantasie und seinen dichterischen Eros.

Vier Jahre bringt Bürger in Göttingen zu. Und wiederum reißt ihn das studentische Treiben mit, die Schulden wachsen, mühsam hält er sich mit Brotarbeiten über Wasser. Endlich, 1772, gelingt es ihm, in der Nähe von Göttingen, im Gerichtsbezirk Altengleichen, eine Amtmannstelle anzutreten. Der Dichter im Verwaltungsdienst. Kann das gutgehen?

★

Göttingen steht für Bürger zunächst im Zeichen der literarischen Freundschaft. Aus einem kleinen „Shakespeare-Klub“ hat sich um 1772 der berühmt-berüchtigte „Göttinger Hainbund“ entwickelt. Vom großen Klopstock weihevoll zur nationalen Dichter-Sozietät erhoben, Stürmern und Drängern, macht dieser von ‚Nation‘, ‚Vaterland‘, von Ehre und Despotenhaß jubilierende Poetenverband allerorten von sich reden.

Im Umkreis der Göttinger Genies schreibt sich Bürger rasch in die vorderste Reihe der deutschen Gegenwartsdichter hinein. Mit dem „Musenalmanach auf das Jahr 1774“ erleben Hainbund und Sturm und Drang ihren endgültigen Durchbruch. Gedichte von Goethe, Klopstock, Herder, Claudius, den Stolbergs, von Pfeffel, Voß und von Bürger – das macht Sensation.

Zumal Bürgers Ballade „Lenore“, ein schon damals unbestrittener Höhepunkt der Gattungsentwicklung, setzt ihrem



Photo:
SZ-Archiv

HARRO ZIMMERMANN

Sein Leben: ein Skandal

*Zum 200. Todestag des Dichters
Gottfried August Bürger*

Autor sogleich die Poetenkrone auf. Der Dichter selbst weiß es damals am besten: „Ihr sollt alle mit bebenden Knien vor mir niederfallen und mich für den Schinkischan, d. i. den größten Chan in der Ballade erklären, und ich will meinen Fuß auf eure Häuse, zum Zeichen meiner Superiorität setzen. Denn alle, die nach mir Balladen machen, werden meine ungezweiften Vasallen seyn und ihren Thron von mir zu Lehn tragen . . . Alle Zungen auf Erden und unter der Erde sollen bekennen, daß ich sey ein BalladenAdler, und kein anderer neben mir.“

Unmäßiges Selbstlob, überschäumender Stolz. Endlich ein befreiendes Dichtwerk, abgetrotzt dem öden Verwaltungsalltag in der Provinz, seinem „Jammerthal“. Selbst der soeben nach Weimar ins Elysium der Macht abgewanderte Goethe zeigt sich entzückt. Die „Lenore“, das ist große, nationalcharakteristische, ins Zeitkolorit verwobene Dichtung, schauderhaft und schön, alle Sinne, Schrecken und Mitleid gleichermaßen, erregend:

„Lenore fuhr ums Morgenrot
Empor aus schweren Träumen:
Bist untreu, Wilhelm, oder tot?
Wie lange willst du säumen?
Er war mit König Friedrichs Macht
Gezogen in die Prager Schlacht,
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben . . .
O Mutter! Was ist Seligkeit?
O Mutter! Was ist Hölle?
Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit,
Und ohne Wilhelm Hölle! –
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Ohn ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht selig werden.“

Und wirklich ist der barmenden Lenore kein zeitliches Glück beschieden. Zwar kehrt der Bräutigam aus dem Krieg zurück, aber als berittene Furie des Verschwindens:

„Hoch bäumte sich, wild schnob der
Rapp',
Und sprühte Feuerfunken;
Und hui! War's unter ihr hinab

Verschwunden und versunken.
Geheul! Geheul aus hoher Luft,
Gewinsel kam aus tiefer Gruft.
Lenorens Herz, mit Beben,
Rang zwischen Tod und Leben.“

Gottfried August Bürger, der Dichter der „Lenore“, das ist um 1774 ein Synonym. Endlich hat er es geschafft, ein Stück volkstümlicher Dichtung in die Welt zu setzen, das wirklich vom gemeinen Mann in den „Spinnstuben und auf den Gassen“ gesungen wird. Erst diese Volkstümlichkeit, so wird Bürger bald formulieren, sei das „Siegel“ auf die poetische „Vollkommenheit“.

★

Dem Ruhm des Dichters folgt indes weder das Glück in der Liebe noch das im Beruf. Bürger steht fürchterliche Leiden aus in seiner Tätigkeit als Beamter. Zwölf Jahre „Amtsquälereien“ lassen ihn schließlich an allem zweifeln. Wie in einem „dumpfen Grab“ fühlt er sich. Er könnte „toll“ werden und weiß gegen die „Erzschurken“ seiner Herrschaft und die öde Verwaltungsfron keine Wehr.

Aber nicht nur die beruflichen Drangsale werden immer quälender, nicht nur die Muse droht ein ums andere Mal zu versiegen, auch die Bürgerschen Liebesverhältnisse – und gerade sie – sorgen dafür, daß weder er, noch die kleinmütige Öffentlichkeit zur Ruhe kommen. Der aufbrausend leidenschaftliche Mann, in jeder Art Minne praktisch und poetisch versiert, liebt und lebt mit zwei Frauen, zwei Schwestern, in einem Hause! Kaum hat er seine „Dorette“ geheiratet, fühlt er den „Zunder zu der glühendsten Leidenschaft für die zweyte“, für Auguste, in seinen offenherzigen Gedichten später „Molly“ genannt. Eine „Martergeschichte“ hat er hinter sich bringen müssen, „grausame Kämpfe zwischen Liebe und Pflicht“. In seinem Gedicht „An die kalten Vernünftler“ heißt es:

„Ich habe was Liebes, das hab' ich zu lieb;

Was kann ich, was kann ich dafür?

Drum sind mir die kalten Vernünftler nicht hold,

Doch spinn' ich ja leider nicht Seide noch

Gold,

Ich spinnete nur Herzeleid mir . . .

Wir seufzen und sehnen, wir schmachten uns nach,

Wir sehnen und seufzen uns krank.

Die kalten Vernünftler verargen uns das; Sie reden, sie thun uns bald Dies und bald

Das

Und schmieden uns Fessel und Zwang.“

Man zieht zusammen, trennt sich zeitweise, wahrt notdürftig den Schein und quält sich gegenseitig über die Maßen. Schließlich stirbt die Ehefrau. Die geliebte Schwester wird geheiratet und geht doch bald an einer schmerzvollen Krankheit zugrunde. Noch ein drittes Mal wird der „arme unheilbare Mensch“ Bürger heiraten, später in Göttingen, und er wird sich vollends zum Hahnrei und anrühigen Sonderling stempeln lassen müssen.

Doch vorerst verursacht ihm die Amtszeit in Altengleichen noch einmal peinige Schulden, aus denen er sich nur mühsam und nie vollständig befreien kann. Bürger wird von den Gerichtsherrn der Vernachlässigung seiner Amtspflichten angeklagt. Er schmiedet robinsonadische Fluchtpläne ins ferne Amerika. Er will selbst Pächter eines Landguts werden, versucht es und scheitert abermals schuldenbelastet. Wacker kämpft er gegen die adlige „Cujoniererei“: in seiner Ballade „Der Raubgraf“, in seinem Gedicht „Der Bauer an seinen durchlauchtesten Tyrannen“, und er setzt sich wirklich ein für die unterdrückten Landleute. Er möchte mit einer Übersetzung der „Ilias“ Geld machen, hat er doch 1778 mit seiner ersten Gedichtsammlung wieder einen beachtlichen Erfolg als Schriftsteller erzielt. Er will eine eigene Verlagsanstalt gründen, Shakespeare übersetzen, ein Werk über die Kreuzzüge schreiben, eine bürgerliche Tragödie, eine große Prosaerzählung, endlich eine Volkslieder-sammlung den Herderschen Anstrengungen an die Seite stellen! Aber aus allen Plänen wird: nichts. Als Bauer kann er die „verfluchte Pachtung“ gerade noch verkaufen, als Schriftsteller hat er seine

größte Not mit dem Verleger Dieterich, der mit dem Namen Bürger gutes Geld verdient und sich zu einer ordentlichen Abrechnung nicht zwingen läßt. „Ich glaube, es ist aus mit mir“, schreibt Bürger 1784, kurz bevor er sein verhaßtes Amt aufgibt und endgültig nach Göttingen übersiedelt.

★

Und doch sollte der kranke, in seinem Selbstwertgefühl erschütterte Mann noch zehn Jahre lang als Honorarprofessor in Göttingen leben: berühmt, berüchtigt und nahezu mittellos. Ein „populärer Dichter“ hat er sein, den „Ehrentiteln“ eines Volkspoeten beanspruchen wollen. Poesie ist ihm eine „Kunst“, die „für das Volk ausgeübt werden muß“, also durchaus im Namen des Menschenrechts und der „Glückseligkeit“ der Gattung überhaupt. Welche Tragik, daß Bürger dieses Recht so ungeduldig hienieden hat verwirklicht sehen wollen: als Anspruch auf gut bezahlte, frei gewählte Arbeit, auf unzensurierte und schrankenlose Liebe, auf private und öffentliche Wertschätzung als Mensch und Schriftsteller.

Bürger hat in Göttingen wahrlich nichts zu lachen. Er gilt als anrühiger Sonderling, als rebellierender Außenseiter, dessen „Wiz . . . wider die Gesetze läuft“, und den der immerhin wohlwollende Professor Heyne ersucht: „Darf ich Sie ferner bitten, so lassen Sie alle Anspielungen auf Zeitumstände weg, im Guten und Bösen. Warum wollen Sie Ihre Ruhe aufopfern?“ Welch ein Desaster! An der Universität eine kümmerliche Honorar-Dozentur und doch so mutige Vorlesungen über Kant, über deutsche Sprache und Gegenwartsdichtung. Ständige Streitereien mit der „großprahlerischen, verachtenden Wohltäter-Miene“ des Verlegers Dieterich, dem Bürger – entkräftet wie er ist – die Rechte am „Münchhausen“ und der Macbeth-Übersetzung ohne Gegenleistung abtritt. Ausgerechnet im Dieterichschen Hause ist er gezwungen, sich von Almosen zu nähren!

Die alten Freundschaften schwinden, die Familie lebt in desolaten Umständen, Bitten an die Regierung in Hannover um eine Anstellung und Besoldung als ordentlicher Professor bleiben ungehört, seine dritte Ehe geht unter peinlichsten Umständen in die Brüche. Bürger scheint endgültig am Ende zu sein: „ein toter, stehender Sumpf“ sei er noch, sein Herz „zerrissen und zerlumpt“.

Trägt er allein die Schuld an diesem deplorablen Schicksal? Der Freund Boie erinnert später an Bürgers „große Heftigkeit in Reden und Handlungen“. Und Goethe höchstselbst beschreibt jenen „aufgeregten Zeitsinn“ der Bürgerschen Muse so: sie sei immer „Achtung verschmähend und versagend, so frech, wie kühn und unbekümmert“ gewesen. Natürlich haben die säkularen Auswirkungen der Französischen Revolution diesen „Volksdichter“ bis ins Mark erschüttert. „Wahrlich kein Liebesabentheuer hat je mein ganzes Wesen so sehr in sich hinein verstrickt, als das gegenwärtige große Weltabentheuer, von welchem ich keinen Ausgang sehen, ja nicht einmal zu ahnden im Stande bin.“

Ein letztes Mal lebt seine poetische Muse, lebt sein publizistisches Ethos auf. Was ihn „unwiderstehlich mit sich fortreißt“, das will er mit dichterischem Mahn- und Bannwort befördern. Seine Logenbrüder ermuntert er zur Freiheit, preist die „heiligen und unveräußerlichen Rechte der Menschheit“, fordert seine Zeitgenossen auf, alle „Sklavenfesseln zu zersprengen“ und für ihre Überzeugungen „entweder zu siegen, oder in dem glorreichsten aller Kämpfe zu sinken“. Was Wunder, daß die Obrigkeiten in Hannover und Göttingen dem Rebellen Bürger keinerlei Chance mehr zu geben geneigt sind: will der nicht seine rechtmäßigen Oberen „an dem Strick, den ihr uns dreht, ein wenig – henken?“ Bürgers Loge muß 1793 schließen, seine radikalsten Revolutionsgedichte dürfen im „Musenalmanach auf das Jahr 1794“ nicht erscheinen. Der Mann ist persönlich und publizistisch am Ende. Krankheit, Armut, Isolation, Verachtung; vielleicht Bedauern oder Kopfschütteln bei manchem Zeitgenossen. Zu guter Letzt der kritische Donnerschlag aus Weimar: Schillers Rezension der Bürgerschen Gedichte. Erbittert, aber ohne nachhaltige Wirkung hat der angegriffene sich noch gegen Sätze wie die folgenden gewehrt:

„Nur die heitre, die ruhige Seele gebiert das Vollkommene, Kampf mit äußern Lagen und Hypochondrie, welche überhaupt jede Geisteskraft lähmen, dürfen am allerwenigsten das Gemüt des Dichters belasten, der sich von der Gegenwart loswickeln und frei und kühn in die Welt der Ideale emporschweben soll. Wenn es auch noch so sehr in seinem Busen stürmt, so müsse Sonnenklarheit seine Stirn umfließen.“

Da wird einer für mehr als ein Säkulum aus den Gralsregionen der deutschen Geistesgeschichte hinausverwiesen. Freilich, den nobilitierten Feinsinn deutscher Klassik hat dieser Gottfried August Bürger nicht erwerben können. Er hatte mehr als genug damit zu tun, die äußeren Nöte seiner Zeit und die inneren seiner Person zu überstehen. Die Anstößigkeit seines Unglücks war in keinerlei mentalem Refugium aufhebbar. Den erhofften Vernunftfortschritt konnte er weder in der Geschichte noch in den Seelenkammern seines Ich als idealisierte Vision einholen. Diese Moderne blieb ihm ein Lebensrätsel, das weit hineinragte in die ruhelose Erfahrungsseelenkunde seines Dichterseins. Auch darüber hat er freimütig gesprochen. Doch solche Entblößung galt schon damals als schlechter Dienst am deutschen Wesen.